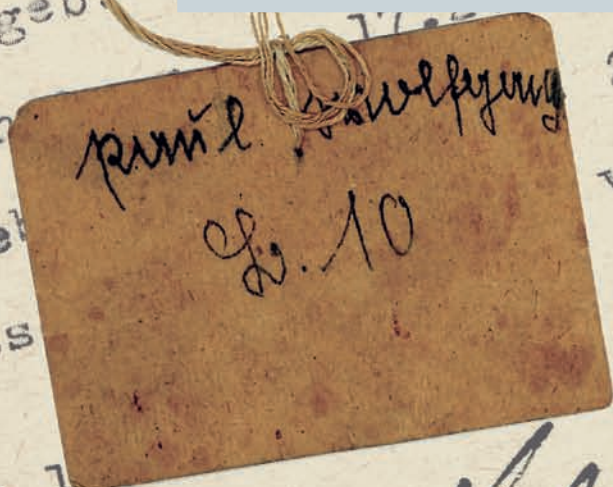
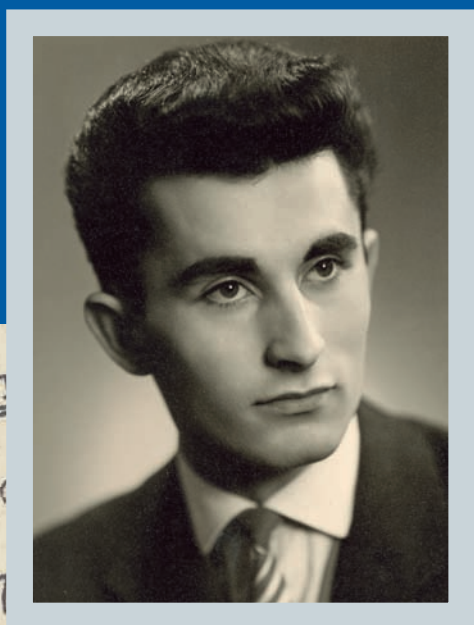


Wolfgang Naundorf

Mein zweites Leben



2.42
1 in Cra
ächte
r, geb. 7
Dan
ge
ross
1909
nnen,
n Danzig-
26.9.89 in
verstorben
1
1909

Mein erstes kurzes Leben

Ich wurde zwei Mal geboren. Einmal am 31.12.1941 im Ostseebad Cranz in Ostpreußen und zum zweiten Mal am 7.12.1946 im sächsischen Werdau. Wie es dazu kam, muss ich genauer erklären.

In Cranz kam ich leiblich auf die Welt als Sohn von Robert Paul und seiner Frau Irmgard. Sie taufte mich auf den Namen Rolf Armin Paul. Meine Schwester Renate war sechs Jahr älter als ich.

Auch die Großeltern lebten noch. Mein Opa war Regierungsinspektor und ein sehr strenger Herr. Er war ein preußischer Militarist, wie er im Buche stand. Nie sah ich ihn anders als in Uniform, er war also wahrscheinlich als Offizier im Kriegsdienst aktiv. Ich hatte eine mordsmäßige Angst vor ihm. Wenn er sich jeden Morgen in der Küche mit einem Messer rasierte, war die Küche für uns Kinder tabu. Es war besser, ihm während dieser Prozedur nicht zu nahe zu kommen. Vor allem, wenn er sich geschnitten hatte, schimpfte Opa laut und vernehmlich und wir suchten das Weite.

Meine Oma war dagegen eine herzensgute Frau. Sie schälte mir häufig Äpfel und schuf dabei wahre Kunstwerke. Ich saß zu ihren Füßen auf einer Fußbank und sie hielt sich kerzengerade auf ihrem Stuhl. Sie fing beim Schälen immer an der Blüte des Apfels an und drehte ihn dabei. Bis sie am Stil ankam, entstand eine lange Spirale. Wehe, es gelang der Oma nicht, die Schale an einem Stück vom Apfel zu bekommen und sie riss. Dann weigerte ich mich, den Apfel zu essen. Genauso pingelig war ich mit den Butterbroten. Ich bestand auf einer ganzen, unverehrten Schnitte vom Brot, die gleichmäßig mit Butter bestrichen war. Ab und an wollte meine Oma die Schnitte teilen, was ich überhaupt nicht leiden konnte. Deshalb wandte sie einen Trick an. Wenn Sie die Brotschnitte geteilt hatte, strich sie die Butter sofort wieder glatt und verdeckte damit den Schnitt. So konnte ich ihn nicht sehen und biss zufrieden in das Brot.

Meine Schwester war ein liebes Mädchen. Sie war sehr dünn und hatte lange, schwarze Zöpfe.

Cranz war zu dieser Zeit ein vornehmer Badeort und stand auf einer Stufe mit Binz auf der Insel Rügen oder Heringsdorf auf Usedom. Das Königliche Ostseebad verfügte über eine prachtvolle Strandpromenade. Zwischen Königsberg und Cranz verkehrte eine Eisenbahn, damit die Städter leichter zur Erholung ans Meer kamen. Als Junge verbrachte ich viel Zeit am Strand und beobachtete die vorbeifahrenden Schiffe. Von unserem Haus war es nicht weit bis ans Wasser und meine Schwester und ich konnten gefahrlos ohne Begleitung hinlaufen, denn Autos gab es so gut wie keine.

Mein Vater Robert Paul war ein großer Mann mit blonden Haaren. Er hatte im ungefähr 30 Kilometer von Cranz entfernten Königsberg ein Hotel gepachtet. Von Zeit zu Zeit fuhr meine Mutter mit mir und Renate mit dem Zug in die Stadt und wir aßen Torte. Vor diesen Ausflügen wurde ich zu Hause auf den Tisch gestellt und fein angezogen. Wie ein Gentleman sah ich aus mit langen Hosen und Jackett. Mutter malte sich mit einem langen Pinsel die Fingernägel rot an.

Gelegentlich besuchte uns der Onkel Fredy, ein stattlicher, zwei Meter großer Mann, der als Luftwaffenoffizier im Kriegseinsatz war. Er brachte mir Fliegerschokolade mit, was etwas ganz Besonderes war. Die Tafel war rund und in einer Blechdose von der Größe einer heutigen CD verpackt. Sie schmeckte hervorragend. Onkel Fredy sollte den Krieg nicht überleben.

Unsere Familie lebte in einem kleinen Haus, das etwa 500 Meter vom Strand entfernt lag. Vor unserem Haus befand sich ein hölzerner Vorbau, der als Eingangsbereich gestaltet war.



Mein Elternhaus in Cranz, aufgenommen 2003

Über einen kleinen, freien Vorhof kam man auf die Straße, die wie eine Strandpromenade wirkte mit ihren kleinen, kugelförmig beschnittenen Bäumen. Wenn die Matrosen an unserem Haus vorbeiliefen, hoben sie mich kleinen Knirps hoch und ich konnte mit den Händen in die Äste greifen. Diese Straße führte zum etwa 300 Meter entfernten Wasserturm, der für mich das interessanteste Bauwerk des Ortes war. Ich dachte, es wäre eine Kirche, aber wenn die Türen offen standen, sah ich die dicken, nach oben laufenden Rohre.

Ich verstand nicht, wofür sie da waren und welchen Zweck das ganze Gebäude hatte.

Bis zum Wasserturm durfte ich allein laufen. Die Welt dahinter erlebte ich nur auf Spaziergängen mit meiner Oma und Renate. Dann kamen wir auch zur Kirche und einem großen Teich, der links vom Weg lag. Die Wasseroberfläche war grün und Oma erzählte, dass die Störche aus diesem Weiher die kleinen Babys holten und den Eltern brachten.



Der Wasserturm in Cranz, aufgenommen 2003

Ich verbrachte eine unbeschwerte Kindheit, die eines Tages abrupt endete, als die Russen nach Ostpreußen kamen. Ihr erstes Opfer in der Familie war mein Opa, der als strammer Nationalist die militärische Niederlage Deutschlands nicht verwinden konnte und sich erschoss.

Eines Abends klopfte es heftig und laut an unsere Haustür. Russische Soldaten schlugen mit ihren Gewehrkolben gegen die Tür. Plötzlich standen drei Männer in der Küche. Sie richteten ihre Maschinenpistolen auf meine Mutter und zwangen sie, mit ihnen ins Schlafzimmer zu gehen. Oma umfasste mich und meine Schwester mit den Armen und weinte bitterlich. Ich begriff nicht, was geschah und warum die Oma so schluchzte und schrie. Es musste etwas Schlimmes passieren, das war klar. Warum sonst sollte die Oma so weinen?

Neun Monate später sollte das Ergebnis dieser Nacht zur Welt kommen, aber da hatten wir Cranz schon verlassen. Dort wurde die Situation von Tag zu Tag bedrohlicher. Bald blieb uns keine andere Wahl, als zu fliehen. Die Bürger des Ortes schlossen sich zusammen und wir fuhrn nachts mit Pferdewagen Richtung Westen. 40 oder 50 Kutschen, auf denen jeweils drei oder vier Menschen saßen, machten sich auf den Weg. Tagsüber versteckten wir uns in den Wäldern. Als Kind empfindet man wenig Angst und so fand ich alles um mich herum spannend. Ganz besonders das Geschützfeuer, das wir nachts pausenlos sahen und vor allem hörten, denn es krachte sehr laut. Es war, als würde ununterbrochen ein Feuerwerk in die Luft geschossen. Ich war dreieinhalb Jahre alt und hatte keine Vorstellung davon, dass uns die Geschosse gefährlich werden könnten.

Wir fuhrn nur in der Nacht, denn bei Tageslicht wäre es zu gefährlich gewesen. Tagsüber lagerten wir auf möglichst sicheren Plätzen im Wald. Dort war der Boden auf einer Fläche von zehn mal zehn Metern mit Tannenreisig

bedeckt, auf dem wir uns zum Schlafen niederließen. Wenn wir ankamen, war der Platz schon bereit, vermutlich von Gruppen, die uns voraus waren. Es gab wohl Absprachen, wohin wir fahren sollten.

Nach zwei oder drei Tagen Fahrt mit der Pferdekutsche fanden wir Unterschlupf in einem Forsthaus. Die Front hatte sich inzwischen vor uns her nach Westen verschoben. Um uns herum waren nur Russen, die uns allerdings duldeten. Wir hatten bei unserem überstürzten Aufbruch nur das Nötigste mitgenommen. Auf die leichten Pferdekutschen passte ja auch nicht viel Gepäck. Zum Glück gab es im Forsthaus noch Lebensmittelvorräte, sodass wir keine große Not leiden mussten. Ich erinnere mich, dass es regelmäßig Mittagessen gab, das sollte sich später dramatisch ändern.

Auf einem großen Platz in der Nähe des Forsthauses standen viele kaputte Fahrzeuge, LKW, Motorräder mit Seitenwagen, Panzer, Pferdewagen usw. Die Russen brauchten vor allem Lastkraftwagen. Sie nahmen die Wagen auseinander und bauten aus noch funktionstüchtigen Teilen mehrerer LKW einen fahrbaren zusammen. Das interessierte mich und ich drückte mich oft auf dem Platz herum, um zuzusehen. Eines Tages traute ich meinen Augen kaum. Auf dem Sitz eines russischen Autos lag ein Stück Brot. Was für eine Versuchung, denn frisches Brot hatte ich seit Tagen nicht mehr gegessen. Als die Soldaten ein anderes Auto anschleppten und deshalb unaufmerksam waren, nahm ich das Brot und schlich mich langsam davon. Obwohl ich versuchte, mich so unauffällig wie möglich zu verhalten, hatte ein Soldat meinen Mundraub beobachtet. »Stoi, stoi«, rief er. »Stehenbleiben!« Er riss die Maschinenpistole hoch und zielte auf mich. Ich war gerade hinter das Haus gebogen, als es krachte. Zum Glück war es dem Soldaten wohl zu mühsam, wegen eines Stückes Brot hinter mir herzurennen.

Wir konnten in diesem Forsthaus nicht lange bleiben und zogen weiter. Wir waren eine Weile unterwegs, ehe wir in einer Stadt, deren Gebäude fast alle zerstört waren, eine Wohnung fanden, in der wenigstens ein Zimmer noch in Ordnung war. Darin stand ein Tisch mit ein paar Stühlen, außerdem gab es noch zwei Betten. In einem schlief meine Mutter mit meiner Schwester, im anderen meine Oma mit mir. Tagsüber stromerte ich in den zerbombten Häusern herum und stopfte alles in die Hosentaschen, was ich fand. Hauptsächlich waren es Pistolen, Patronen und Handgranaten, die ich wie ein Schwert in meinen Gürtel steckte. Sie hatten einen langen Holzstiel und sahen fast so aus wie eine Keule im Sportunterricht. Zum Glück hatte ich einen aufmerksamen Schutzengel, der ständig auf mich aufpasste, denn die Granaten hätten leicht explodieren können.

Als ich eines Tages nach Hause kam, wiegte meine Mutter ein Baby in ihren Armen. Sie hatte dieses Ergebnis ihrer Vergewaltigung in meiner Abwesenheit nur mit der Hilfe der Oma entbunden. Das Baby lebte nur ein paar Tage. Als es gestorben war, grub Mutter neben dem Haus ein etwa 50 Zentimeter tiefes Loch, kleidete dieses Grab mit ein wenig Gras und Laub aus und legte das tote Kind hinein. Anschließend sprach sie ein Gebet und wir streuten der Reihe nach jeder eine Handvoll Erde auf das Gesicht des toten Kindes – erst meine Mutter, dann die Oma, danach Renate und zuletzt ich. Dann schaufelte Mutter das Grab zu und wir gingen zurück ins Haus. Niemand sprach ein Wort, den ganzen Tag herrschte eine gedrückte Stimmung. Obwohl das Kind aus einer Vergewaltigung entsprang, hing meine Mutter in gewisser Weise an dem Kleinen, schließlich hatte sie es neun Monate ausgetragen. Andererseits wäre es nur ein weiteres Maul gewesen, das hätte gestopft werden müssen und Nahrungsmittel gab es kaum. Zwar brachten uns hin und wieder Bauern ein paar Lebensmittel, aber es reichte nur so gerade zum Überleben.

Ein paar Tage später herrschte plötzlich große Aufregung im Dorf. Die Russen hatten auf einem Platz einen Pfahl aufgestellt, an den sie zwei Männer Rücken an Rücken fesselten. Alle Leute mussten sich auf dem Platz versammeln und dem traurigen Ereignis zuschauen, das sich nun abspielte. Auch ich musste mitgehen. Als ich die zusammengebundenen Männer sah, erkannte ich in einem meinen Vater. Ich weiß nicht, wo er plötzlich herkam und warum ihn die Russen festgenommen hatten. In der großen Zuschauermenge war kein einziger Mann, sondern ausschließlich Frauen und Kinder. Alle schrien fürchterlich und ich begriff nicht, warum. Was ging hier vor? Plötzlich begannen die Russen mit ihren Maschinenpistolen zu schießen. Salve auf Salve feuerten sie auf die beiden Männer, deren Leiber von den Einschüssen hin und her zuckten. Das Blut schoss aus den zahllosen Wunden der zerschundenen Körper. Erst als die Köpfe der beiden Delinquenten nach unten fielen, hörte das Schießen auf. Es dauerte lange, bis sich die Zuschauer beruhigten. Immer noch weinten und schluchzten die Frauen. Ich realisierte überhaupt nicht, was geschehen war. Völlig gefühllos wohnte ich dem Ereignis bei. Es war, als würde ein Film vor mir ablaufen. Ich verstand nicht, warum die anderen so brüllten und schrien, uns geschah doch nichts. Dass dort zwei Menschen vor meinen Augen erschossen wurde, nahm ich zwar wahr, begriff es aber nicht. Gleichzeitig brannte sich dieses Geschehen unauslöschlich in mein Gedächtnis ein.

Nach einiger Zeit ließen die Russen uns zurück zu unserem Haus gehen. Was später mit den Leichen passierte, bekamen wir nicht mit.

In dieser Nacht starb auch meine Oma. Als ich am anderen Morgen aufwachte, fühlte ich, dass sie ganz kalt war. Ich dachte, sie würde frieren, aber da war sie schon tot. An ihre Beerdigung habe ich keine Erinnerung.

Jetzt waren wir nur noch zu dritt. Wir zogen weiter Richtung Westen. Das immer wieder genannte Ziel war Berlin, aber ich verstand nicht, was damit gemeint war. Wir liefen eine lange Zeit, bis wir erneut in eine fast völlig zerstörte Stadt kamen. Der Bombenkrieg hatte fast nur Ruinen hinterlassen. In einem leer stehenden aber noch nicht vollständig zerstörten Gebäude fanden wir ein Zimmer. Ehemals muss es ein vornehmes Haus gewesen sein, denn es hatte sogar Zentralheizung. Jetzt aber war alles kaputt. Es gab kein Wasser, keinen Abfluss und auch keine Toilette. Wenn wir Wasser brauchten, holten wir von draußen Schnee herein und tauten ihn auf einem kleinen, eisernen Ofen auf, dessen Rohr zum Fenster hinausging. Wir verheizten alles, was brennbar war. Der Ofen wurde nur ein Mal am Tag angeheizt. War er ausgebrannt, nahmen wir das Rohr ab und dichteten das Fenster mit alten Lumpen ab, damit die Wärme im Raum blieb.

Als Toilette benutzten wir das Zimmer gegenüber des Eingangs. Dort wurde ein Haufen neben den anderen gesetzt, damit man in der Nacht nicht hineintrat. Am anderen Morgen war alles gefroren. Waschen konnten wir weder uns noch unsere Kleidung, die wir Tag und Nacht anhatten. Wir waren total verlaust.

Im Zimmer stand ein einziges Bett, in dem wir zu dritt schliefen.

Ich war inzwischen vier Jahre alt geworden und wir drei, meine Mutter, meine Schwester und ich, erkrankten an Typhus. Während ich mich noch halbwegs auf den Beinen halten konnte, ging es den beiden anderen sehr schlecht. Also musste ich mich darum kümmern, dass etwas Essbares ins Haus kam. Meine Mutter sprach russisch und brachte mir bei, wie man in dieser Sprache nach Brot bettelt. »Paschalußta nimnoschka Chleb.« Auf Deutsch: »Bitte etwas Brot.« Ich wiederholte den Satz so lange, bis ich ihn auswendig konnte. Dann verließ ich das Haus, bekleidet mit einem langen Mantel und eine Aluminium-

kanne mit einem Henkel in der Hand, in der ich die erbettelten Lebensmittel nach Hause trug. In der Umgebung wohnten viele russische Offiziere mit ihren Frauen oder den Damen, die sie dafür ausgaben. Ich sagte meinen Spruch auf und wenn ich Glück hatte, bekam ich Brotkrumen oder verschimmelte Brotstücke. Die brachte ich nach Hause und wir verschlangen sie gierig. Man isst alles, wenn man Hunger hat.

Die Russen kannten keine Türschlüssel. Sie zogen einfach die Türklinken ab und legten sie auf den Boden. Wenn sie die Tür öffnen wollten, steckten sie die Klinken wieder an. Diese Türgriffe reizten mich. Sie glitzerten so schön und ich dachte, dass sie gewiss wertvoll wären. Deshalb nahm ich jede Klinke mit, die ich auf der Erde vor einer Tür liegen sah. Bald hatte ich 20 Stück zu Hause gesammelt. Eines Tages wurde ich von einem Russen erwischt. Er schimpfte wie ein Rohrspatz. Zwar verstand ich nicht, was er da vor sich hinbrüllte, wie wütend er auf mich war, merkte ich aber an dem kräftigen Fußtritt, den ich in den Hintern bekam. Ich rollte die Treppe herunter. Unten unsanft gelandet, flüchtete ich in den Keller und versteckte mich. Ich hatte furchtbare Angst. Es war stockfinster und es dauerte einige Zeit, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten und ich etwas sehen konnte. Dieser Kellerraum erwies sich als wahre Schatzkammer, denn in den Regalen lag ein riesengroßer Kürbis neben dem anderen. So ein Ding wollte ich mitnehmen. Ich versuchte, ihn aufzuheben, aber er war für mich kleinen Kerl viel zu schwer. Eine Stunde wartete ich schlotternd vor Angst in dem Keller. Aber es blieb mir ja nichts anderes übrig, als nach oben zu steigen. Ich schlich aus dem Gebäude und lief zum Nachbarhaus. Ich hatte Hunger und heute noch nichts erbettelt. So konnte ich unmöglich nach Hause gehen. An der Eingangstür stand eine dicke Russin. Als ich meinen Bettelspruch aufgesagt hatte, nahm sie mich mit ins Zimmer und schüttete mir eine

kleine Menge Weißkrauteintopf in meine Kanne. Es war nicht mehr, als in einen Kaffeepott passt. Ich bedankte mich mit »Spasiba« und ging heim. Unterwegs konnte ich nicht widerstehen und fischte ein bisschen Kraut mit dem Finger aus der Kanne. Es schmeckte wunderbar, obwohl es eiskalt und dick wie Pudding war. Ein Hochgenuss! Wieder und wieder wanderte der Finger in das Gefäß und als ich zu Hause ankam, hatte ich alles aufgegessen. Meine Mutter verpasste mir zur Strafe eine Ohrfeige.

Nicht weit von dem Haus, in dem wir untergekommen waren, befand sich ein Krankenhaus. Davor standen etwa 20 Mülleimer, in denen neben dem üblichen Klinikabfall auch Küchenabfälle entsorgt wurden. Danach suchte ich und war glücklich, wenn ich beim Wühlen im Müll Kartoffelschalen fand. Manchmal dampften sie sogar noch, wenn ich sie in meiner Kanne nach Hause trug.

Es war ein eisiger Winter und wir froren bitterlich. Wir lagen zu dritt in einem Bett und mussten uns eine Decke teilen. Meine Mutter und meine Schwester lagen nebeneinander, ich davor am Fußende. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, lag ich ganz still und spürte, wie die Ratten über unsere Bettdecke rannten.

Wir trugen immer die gleiche Kleidung, in der wir auch schliefen. Es war viel zu kalt, um sich auszuziehen und wir besaßen auch nur, was wir am Leibe trugen.

Bald wunderte ich mich, dass meine Mutter und Renate nicht mehr aufstanden, sondern den ganzen Tag im Bett blieben. Eines Tages kamen Krankenschwestern vom Hospital, die auf irgendeine Weise von unserer katastrophalen Situation erfahren haben mussten, und nahmen mich mit. Die beiden Frauen ließen sie zurück. Vermutlich hatten sie auf einen Blick gesehen, dass bei ihnen nichts mehr zu retten war.

Es war ein großes Krankenhaus, in dem hauptsächlich Kinder lagen, allesamt abgemagert, zerlumpt und verlaust.

Ich erfuhr, dass auch ich an Typhus erkrankt war. Man steckte mich in ein sauberes Bett und versorgte mich gut. Ich wurde entlaust und meine Krätze wurde behandelt. Darunter litten fast alle Kinder und die meisten hatten Eiterblasen auf Händen und Armen. Jeden Tag stand eine lange Schlange vor dem Arzt und wartete auf die Behandlung. Zuerst wurden mit einer Schere die Eiterblasen abgeschnitten. Dafür war der Arzt zuständig. Wie es danach weiterging, hatte man selbst in der Hand. Wer bei der Verarztung weinte, bekam von der Schwester Jod aufgetragen, wer alles still ertragen hatte, bekam Salbe. Anschließend wurde man verbunden. Die alten Binden wurden keineswegs weggeworfen, sondern gewaschen, aufgerollt und später erneut verwendet.

Ich schämte mich, vor anderen zu weinen und ertrug deshalb die Schmerzen mit zusammengebissenen Zähnen, aber stillschweigend. So bekam ich niemals Jod aufgetragen. Trotzdem hatte ich vor dem Entfernen der Blasen jedes Mal eine höllische Angst.

Im Bett neben mir lag ein Mädchen. Sie war vielleicht 14 oder 15 Jahre alt und hatte Lungenentzündung. Sie sprach kein Wort, sondern hustete nur. Zwei Mal am Tag wurde sie geschröpft – einmal auf dem Rücken und einmal auf der Brust. Dabei wurden kleine Schnapsgläser mit ein wenig Spiritus oder Alkohol gefüllt, angebrannt und mit der Öffnung nach unten auf die Haut gesetzt. Nach kurzer Zeit ging die Flamme aus und das Glas saugte sich an der Haut fest. Nach dem Abnehmen der Gläser sah man auf der Haut rote Ringe. Das Mädchen starb nach kurzer Zeit und es wurde ein Junge in das Bett gelegt. Seinen richtigen Namen habe ich längst vergessen, aber alle nannten ihn ohnehin nur »Bomber«, weil er einen Kopf wie ein hochgestelltes 3-Pfund-Brot hatte. Ihm fehlte ein Bein und er ging auf Krücken. Das Bein war ihm bei der Explosion

einer Granate abgerissen worden. Er bewegte sich wie ein Artist auf seinen Krücken.

Wenn wir nicht gerade behandelt wurden, spielten wir Kinder im Krankenhaus miteinander oder lernten Reime auswendig wie z. B. diesen:

»Maikäfer flieg,
dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist in Pommernland,
Pommernland ist abgebrannt,
Maikäfer flieg.«

Ich lag einige Wochen im Krankenhaus und machte mir ehrlich gesagt keine Gedanken, was »zu Hause« los war, wie es meiner Mutter und Renate erging. Dann kam der Tag, an dem das Krankenhaus evakuiert wurde. Auf den Hof fuhrn Lastwagen, auf die wir klettern sollten. Es waren russische Fahrzeuge, gefahren von russischen Soldaten. Bei ihnen wussten man nie, woran man war. Einerseits konnten sie herzensgut, andererseits unsagbar brutal sein. Innerhalb von einer Sekunde auf die andere konnte ihre Stimmung umschlagen.

Ich versteckte mich hinter der Eingangstür, weil ich noch einmal heim wollte. Die Schwestern zählten draußen die Kinder wieder und wieder.

»Da fehlt doch einer.«

Plötzlich zog eine Schwester die Tür zu und entdeckte mich. Ich sagte:

»Ich muss doch noch mal nach Hause, meine Mutter und meine Schwester holen.«

Sie antwortete: »Da brauchst du nicht mehr hinzugehen, das hat keinen Zweck. Die beiden haben die Ratten schon längst aufgefressen.«

Ehe ich über diesen Satz nachdenken konnte, hatte sie mich aus dem Haus und auf den LKW getrieben. Ab ging die Fahrt. Weil ich als Letzter aufgestiegen war, saß ich ganz hinten rechts in der Ecke. Wir fuhrn die ganze Nacht durch, bis wir an einem großen Haus anhielten.

Dort stiegen wir völlig durchgefroren vom Wagen. Jeder bekam einen Rucksack mit einer Feldflasche und ein halbes Brot. Natürlich konnte ich nicht widerstehen, sofort hineinzubeißen, aber die Enttäuschung war groß, denn es schmeckte nach Seife.

Derart ausgerüstet gingen wir zum Bahnhof. Dort stiegen wir in einen langen Güterzug. Ich suchte mir einen Wagen mit Speichenrädern aus, weil sie mir besser gefielen, als die vollen Räder.

Die Zugfahrt dauerte eine gefühlte Ewigkeit. Ich weiß nicht, wie lange wir unterwegs waren, zwei Tage und Nächte waren es bestimmt. Unterwegs hielten wir ein paar Mal an wegen Fliegerangriffen. Wenn der Zug stand, sprangen wir raus und krochen zum Schutz unter die Wagen. Um uns herum schlugen die Geschosse mit lautem Krachen ein. Mehrere Male wurde der Zug direkt aus der Luft angegriffen und beschossen.

Endlich hielten wir auf einem Bahnhof. Wir waren in Bischofswerda angekommen. Wieder einmal stiegen wir auf Lastwagen und wurden zusammen mit russischen Soldaten, die neben uns auf dem Boden saßen, zum evangelischen Waisenhaus gefahren, wo wir mitten in der Nacht ankamen. Es war bitterkalt. Meine Füße steckten in viel zu großen Gummistiefeln. Als wir vom Auto sprangen, landeten wir in hohem Schnee, durch den wir in Richtung Waisenhaus laufen mussten. Auf dem Weg verlor ich einen Stiefel. Ich wollte zurückgehen und ihn holen, die Russen riefen aber »dawai – dawai« und trieben uns eilig ins Gebäude.

Am nächsten Tag wurden wir nach dem Frühstück gebadet und entlaust. Zu fünft stiegen wir jeweils in eine Badewanne. Anschließend wurde uns der Kopf kahl geschoren und wir mussten uns in Reihe und Glied auf eine Bank stellen. Eine Gruppe von Schwestern rauschte in den Raum, in den Händen Leinenhandtücher zum Abtrock-

nen. Für fünf Kinder gab es nur ein Tuch, das bald klitschnass war und immer wieder ausgewrungen wurde. Erst zum Schluss holten sie noch ein trockenes Handtuch.

Anschließend wurden wir neu eingekleidet. Schuhe allerdings gab es nicht und so hatte ich immer noch nur einen Stiefel. Am nächsten Tag kam ein russischer Soldat in unseren Raum und inspizierte alles. An seiner ausgebeulten Reiterhose erkannte ich, dass es ein Offizier war. Daran bestand kein Zweifel, denn er hatte auch noch alle anderen Merkmale eines Offiziers. Er hatte Haare auf dem Kopf und trug die typische runde Mütze. Ich ging auf ihn zu und sprach ihn an. Siehe da, er konnte Deutsch. Ich deutete nach unten auf meinen nackten Fuß. »Können Sie mir Schuhe geben?« Er runzelte die Stirn, bedeutete mir dann aber lächelnd mitzukommen und führte mich in ein kleines Zimmer voller Schuhe. Sie stapelten sich auf dem Boden und an den Wänden.

»Such' dir welche aus«, brummte der Russe. Ich zögerte nicht lange und griff nach einem Paar brauner Treter, die ich an Ort und Stelle anprobierte. Es fehlten allerdings die Schnürsenkel. Abermals sah ich zu dem Russen hoch. Er nickte und ich zog die Bänder aus anderen Schuhen heraus. Jetzt war ich zufrieden.

Das Waisenhaus bestand aus einzelnen Baracken. Ich kam in Baracke 10. Wir schliefen in Doppelstockbetten. Alle Kinder waren unterernährt und hatten dicke Wasserbäuche. Nachts mussten wir ständig pinkeln. Eine Toilette gab es nicht, stattdessen standen 30 Nachttöpfe im Raum. Jede Nacht liefen sie über und wir mussten barfuß durch die Urinlachen zu unseren Betten laufen.

Es gab ein gemauertes Badehaus, in dem einige Badewannen und vier große Duschen standen mit drei mal drei Meter großen Wannen und vier Duschköpfen. Die Kleinen wurden in die Wanne gesteckt und die Größeren durften duschen.

Im Waisenhaus befreundete ich mich mit Alfred. Wir unternahmen alles gemeinsam und schliefen auch in einem Doppelstockbett – er oben, ich unten.

Am zweiten Morgen im Waisenhaus wurden wir ausgefragt: Nach unseren Namen, unseren Eltern, unserem Geburtsdatum und ob wir katholisch oder evangelisch wären. Ich berichtete alles, was ich wusste, erzählte von meinem Vater und seiner Erschießung, vom Tod der Oma, von der weiteren Flucht, der Erkrankung der Mutter und der Schwester. Die Schwestern dachten, ich fantasiere mir etwas zusammen. Selbst mein Geburtsdatum glaubten sie mir nicht. Zu allem Überflus konnte ich damals kein »R« aussprechen und sagte statt Rolf nur Wolf. Daraus machten die Schwestern Wolfgang. Ich wusste genau, dass ich Rolf Armin hieß und mein Familienname Paul war. Zwei oder drei Mal versuchte ich, die Schwestern davon zu überzeugen. Als ich merkte, dass sie es mir nicht abkaufte, beließ ich es bei Wolfgang. Was war schon dabei, dachte ich mir. So kam ich zu meinem neuen Vornamen.

Zum Essen saßen wir an einer langen Tafel, an die zwanzig Kinder passten. Es ging sehr fromm zu. Wir fassten uns bei den Händen und die Schwester sprach ein Gebet, ehe wir endlich essen durften. Zum Frühstück bekamen wir ein Stück Brot und auf dem Tisch standen Papppeimer voll mit Marmelade. Zu Mittag gab es eine warme Mahlzeit, oft eine Suppe, manchmal Kartoffeln. Es kam uns vor wie ein fürstliches Leben.

Der Tagesablauf war dem eines Kindergartens vergleichbar. Wir spielten mit den Schwestern, lernten Reime auswendig.

In diesem Heim blieb ich bis 1946. Täglich kamen Erwachsene, die Kinder adoptieren wollten. Viele meinten es sicher gut, manche suchten aber auch nur billige Arbeitskräfte. Vor allem die Bauern nahmen gerne gleich

fünf Kinder mit, die auf den Feldern schufteten sollten. Die Heimleitung schob dem allerdings bald einen Riegel vor und verschärfte die Regeln.

Ich weigerte mich jedes Mal, mit irgendjemanden mitzugehen. Mir ging es gut in diesem Heim, ich fühlte mich dort wohl. Warum sollte ich das aufs Spiel setzen? Eines Tages sagte mir ein älterer Junge:

»Wenn dich jemand fragt, ob du mitgehen willst, musst du einfach ja sagen. Dann nehmen die dich mit nach Hause und du hast wieder eine Familie.« Ich dachte darüber nach und kam zu dem Ergebnis, dass ich es ja wenigstens einmal probieren könnte.

Am 6. Dezember kamen meine Adoptiveltern ins Heim und fragten mich, ob ich mit ihnen gehen möchte. Diesmal sagte ich ja. Allerdings war ich skeptisch, ob sie es ernst meinten. Als ich nachts im Bett lag, war ich mir sicher, dass sie am nächsten Tag nicht kommen würden. Ich sollte nicht recht behalten, denn am nächsten Morgen kamen sie schon in aller Frühe und holten mich ab. Wir fuhren mit dem Auto nach Werdau. Es war schon dunkel, als wir dort ankamen und ich war müde. Wir gingen ins Haus und ich sollte die Treppe hinaufgehen. Ich stieg ganz langsam nach oben, machte immer nur einen Schritt nach dem anderen, weil ich so schwach war. Auf halber Treppe kam mir mein neuer Opa entgegen und sagte: »Herzlich willkommen, mein Junge.«

Dann ging ich in mein neues Bett und schlief vor Erschöpfung sofort ein.